

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 216.

Dienstag, 18. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banftrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber auch René war blaß geworden. Seine Hände zitterten und suchten auf der Tischplatte nach einem Gegenstand, an den sie sich klammern könnten. Ganz tief, als erwarte er einen Schlag, so hielt er den Kopf gelenkt. Eine ungeheure Erregung schien ihn gepackt zu haben.

Und so kam es auch, daß René nicht bemerkte, wie auch Frau Marianne beim Anblick des Eintänzers zusammengezuckt war. Auch sie schien mit einemmal blaß. Sie hielt die Augen geschlossen. Aber sie überwand sich rasch und mit großer Anstrengung. Und erschrak zum zweitenmal, als sie jetzt erst Renés Erregung bemerkte.

„Was ist dir, Liebster?“ Ihre Stimme klang ihr selbst fremd und wie zerbrochen. Wie die Stimme einer Fremden. René schien es nicht zu hören.

So sah Frau Marianne und wartete. Geduldig. Voller Sorge, laut und quälend gellten die Klänge der Tanzmusik durch den kleinen Saal. Das leise Schlürsen der Tanzenden tat körperlich weh. Das matte Licht schmerzte in den Augen. Wie ein Alp legte sich der Dunst des Zigarettenrauchs auf die Lungen.

„René“, sagte sie nach einer Weile wieder. Er hatte den Kopf bei ihrem Anruf gehoben und sah sie nun starr, geistesabwesend, aus glanzlosen Augen an.

„Marianne“, sagte er nur. Es klang wie ein Aufschrei.

Zärtlich, vorsichtig nickte sie ihm zu und zeigte ein mutiges, aufmunterndes Lächeln.

„Wir wollen jetzt gehen“, sagte sie dann leise, sich erhebend.

Auch René erhob sich sofort. Aber er mußte sich an dem Tischchen halten. Er taumelte wie ein Betrunkener. Aber nur Sekunden dauerte dieser Zustand. Als ihm der Portier den Mantel umlegte und Hut und Handschuhe reichte, hatte er sich wieder in der Gewalt.

„Ein Phantom“, murmelte er, sich vergessend. Zusammenschauernd zog er mit einer hilfesuchenden Geste Frau Mariannes Hand unter seinen Arm.

An den vor dem „Pavillon de danse“ wartenden Taxametern schritten sie eilig vorbei. Instinktiv hatten sie beide den Wunsch, zu Fuß zu gehen.

Es war ein wundervoller, sehnüchtiger Abend. In der warmen Mailuft wisperten tausend Geheimnisse. Tausend Versprechungen flüsterte der müde Wind in dem jungen Grün der Bäume, das sich jetzt Schwarz, satt, gegen den dunklen Abendhimmel abzeichnete. Schweigend schritten sie Arm in Arm über die belebten Boulevards. Überall gingen Menschen. Von den Caféhäusern auf den Trottoirs klang Lachen und Singen her. Automobile rasten vorüber. Pärchen hatten sich untergefaßt und gingen vorbei, in ihr junges Glück versunken, oder lebhaft und voller sichtbarer Freude im Schutze der Baumshatten. Lohend schlug die Lichtflut der Großstadtstraßen, der Lichtreklamen und Tausenden von Lampen gegen den Nachthimmel hinaus.

Sie waren in eine Seitenstraße eingebogen, die still und verlassen dalag. Der warme Frühlingsabend trieb die Menschen zu Menschen — wie ausgestorben, leer

und tot lag die breite Seitenstraße da, in die kein Caféhaus, kein Cinema lockte.

„Ich werde dich immer lieben. Was auch sei“, sagte Frau Marianne plötzlich, aus ihren Gedanken heraus. „Aber auch du mußt mir Vertrauen schenken. Unbedingtes Vertrauen, was ich auch tue. Willst du?“

Er nickte nur und drückte ihre Hand. Langsamer schritten sie weiter. An einer Straßenecke hing eine erleuchtete Uhr. Es war kurz nach Mitternacht.

„Marianne“, stöhnte René plötzlich auf und blieb stehen.

Ganz leise, ganz zart strich ihre Hand über sein Haar. Sie selbst hatte ihm den Hut abgenommen und trug ihn.

Sie fragte nicht. René war ihr dankbar dafür. Lange stand er schweigend vor ihr, dann war es, als erwache er aus einem tiefen, schweren Traum.

„Verzeihe mir bitte“, sagte er, sich zu einem ruhigen Ton zwingend, „ich war lächerlich.“

Sie antwortete nicht. Aber ihr Arm lag fest und zuversichtlich in dem seinen.

Ein fahler Maimorgen dämmerte hinter den zugezogenen Portieren des Hotelzimmers, als René plötzlich hochschreckte. Im Zimmer war es noch dunkel, — die Gegenstände, der Schrank, der kleine runde Tisch, sie hatten keine Konturen, hingen wesenlos in einem trüben, farblosen Grau. Renés Hand tastete zum Schalter der Nachttischlampe, — aber er zog sie wieder zurück, ohne Licht gemacht zu haben.

Er hatte geträumt. Ein grauenhafter Traum. Zuerst hatte Frau Marianne in seinen Armen gelegen und ihm tausend zärtliche Namen gegeben, die ihn so seltsam berauschten, — und dann plötzlich, ohne daß der Traum einen Übergang schuf, stand sie wieder auf dem Kanalschiff nach Ostende. Und während er noch mit dem Kondukteur verhandelte, zogen die Matrosen den Landungssteg ab, — das Boot stieß ab mit rasender Geschwindigkeit. Wie irrsinnig, Schreiend und winkend lief er an den Kaimauern entlang — die sich unendlich dehnten, stolperte über Haltetaue und Trossen hin. — immer Mariannes Namen rufend, während sie in einem hellen, unbekannten Kleid, bewegungslos, mit hängenden Armen, ganz allein an der Reeling des oberen Decks stand und sich nicht rührte. Nur ihre großen traurigen Augen sah er und ihren Mund, der im verhaltenen Weinen zuckte. Und dann — ganz plötzlich — war sie seinen Augen entschwunden — und er stürzte zu Boden.

Lächerlicher Traum, dachte René und doch von der Realistik des Geträumten überrascht. Alles war so wirklich, so greifbar gewesen. Er war nicht abergläubisch und dachte gewiß nicht an Vorahnungen. War denn dieser seltsame Traum nicht die Fortsetzung seiner Gedanken und nicht zugestandenen Befürchtungen? Er versank in Grübeln, — während allmählich das Grau seiner Umgebung heller wurde und das Doppelfenster wie ein doppelter Spiegel silbrig im Dämmern stand.

„Liebe kleine Marianne“, dachte René zärtlich. Nun schaltete er doch das Licht ein und stellte es so, daß sein Lichtschein sein Gesicht nicht traf. „Also gibt es doch

„Was, was man in Romanen mit „große Liebe“ bezeichnet? Etwas Einmaliges. Ein so lebhaftes Jugen-
hörigkeitsgefühl, daß man weiß: dieser eine Mensch ist
das Ergänzen für dich? Eine Kompression aller
Empfindungen der Liebe, Achtung, Freude?“ René
war glücklich bei diesen Gedanken. Das Erlebnis des
vergangenen Abends vergaß er vollständig. Er war
müde und doch so froh. Er wußte sie nebenan. Nur
eine dünne Wand trennte sie. Das machte zufrieden.
Ein Gefühl des Zuhause-seins wurde wach. Des Ge-
borge-seins. René lächelte, als er das Licht wieder
löschte. —

Es war später Vormittag, als René zum zweiten-
mal erwachte.

Die Sonne schien hell und strahlend. Ihre Hellig-
keit füllte das ganze Zimmer aus. Nahm ihm seine
Nüchternheit und gefällige Billigkeit der altmodischen,
prunkenden Möbel, mit ihren tausenderlei Schnörkeln
und Verzierungen einer vergangenen, fremd geworde-
nen Epoche.

Die Vorhänge vor den Fenstern waren noch zuge-
zogen. Zwischen dem schmalen Spalt, den sie freiließen,
stahl sich ein Lichtstreif hindurch, der quer durch den
Raum zog, um hinten in dem hohen, goldgerahmten
Spiegel zu enden. Millionen kleine Staubfäden und
Körnchen tanzten in seinem Licht.

René, schlaftrunken, wußte erst nicht, wo er sich be-
fand. Er fühlte sich müde, — wie zerschlagen und ohne
die gewohnte morgendliche Frische des Erwachens. Er
freute sich, als er sich Mariannes erinnerte. Ob sie noch
schlieft? Vielleicht wartete sie schon auf ihn? Er wollte
sie überraschen. Dieser Gedanke gab ihm seine Spann-
kraft wieder. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett,
stand vor dem Spiegel, um seine Haare zu ordnen,
schlüpfte in den Mantel, der da vom Abend noch lag.
Dann, ganz leise, jedes Geräusch vermeidend, schlich er
über den Teppich zu der Türe des Nebenzimmers.
Lausend beugte er sich vor, das Ohr an das Holz der
Türe gepreßt. Hörte er nicht ihre ruhigen, gleich-
mäßigen Atemzüge?

Nein. Nichts ließ sich vernehmen.

Erstaunt richtete René sich auf. Was bedeutete
das? Er rief leise ihren Namen. Keine Antwort.
Nun pochte er an die Türe — nichts.

Hastig drückte René die Türklinke nieder. Die Türe
war nicht abgeschlossen und gab nach. Nun stand er in
Mariannes Zimmer — es war leer. Verlassen. Die
Schranttüre stand ein wenig offen, so als habe Mari-
anne das Zimmer in höchster Eile verlassen und ver-
gessen, sie zu schließen. Der Schrank war leer. Mari-
annes Koffer verschwunden.

Erst jetzt erfaßte René das Unbegreifliche: Frau
Marianne war fort.

Aufföhnend ließ er sich in einen der kleinen Blüsch-
fessel fallen. Der dumpfe Geruch im Zimmer nach der
scharfen Seife der Bettwäsche, nach Staub und Motten-
pulver, quälte ihn unsäglich. Nichts war zurückge-
blieben von dem Duft Mariannes. René stand auf
und öffnete das Fenster.

Strahlendes Licht. Hell lag die Sonne über den
schrägen Dächern der Häuser. René's Fenster gegenüber
legte eine junge Frau große weiße und rote Kissen
über die Fensterbank. Sie trug ein grünes Tuch um
den Kopf gewunden, — von einem ekelhaften, imper-
tinenten Grün. Aber ihr Gesicht war hübsch.

Ah... es hatte keinen Wert. Starrte er dort
hinüber, um sich abzulenken? Er preßte die Zähne in
das Fleisch seiner eigenen Hände, um den Schmerz zu
spüren.

Marianne war fort.

Von weither klang das Rassel der Straßenbahn.
Manchmal hupte ein Auto in der Straße. Irgendwo
sang eine Frau in hellen, hohen Kehlkopfstönen. Viel-
leicht war es die junge Frau mit dem grünen Kopf-
tuch? —

Marianne war fort.

Langsam trat René vom Fenster zurück. Ihn
fröstelte plötzlich. Er fühlte, daß er zitterte. Es war
nicht die Kälte allein, die ihn zittern machte.

„Erst jetzt sah René, daß auf dem Tisch ein Brief lag.
Auf dem Kuvert stand „René“. Sonst nichts.“

Er hatte sich wieder gesetzt. Lange hielt er den
Brief zwischen den Fingern. Er konnte sich nicht ent-
schließen, das Schreiben zu öffnen. Er fühlte, daß er
Angst vor seinem Inhalt hatte. Eine heftige, kindliche
Angst.

Er bezwang sich. Riß mit plötzlichem Entschluß
den Umschlag auf. Und zögerte dann aber dennoch,
den Brief herauszunehmen.

Dann las er ihn doch. Einmal, zweimal. Bis er
begriff.

„René“, schrieb Frau Marianno in ihrer schmalen
steilen Schrift, „wenn du erwachst, werde ich fort sein.
Im Zug nach Frankfurt. Ehe ich ging, habe ich dich
noch einmal geküßt. Und du hast im Schlaf gelächelt.
So gelächelt, daß ich Furcht bekam, meinen Entschluß
nicht ausführen zu können. Aber es muß sein. Nicht
nur um meinetwillen, auch um deinetwillen muß es
sein.“

Ich liebe dich. Denke daran, wenn du jetzt weiter-
lebst. René. Verzeih', wenn ich ohne Abschied gehe.
Aber ich muß so gehen, wenn ich gehen will. Und habe
Dank für diese herrlichen Tage unseres Zusammen-
seins.

Warum ich gehe? Nicht für immer, René. Nein.
Aber ich brauche Abstand von den Dingen — von mir
selbst. Alles ist so verwirrend. Da bist du — und da
ist das Telegramm, das mich ruft. Aber das ist nur
der eine Grund, warum ich gehe. Der andere, René,
das bist du. Du, René, mußt dir klar werden, ob ich
dir mehr bin, als nur der Flirt einiger Tage. Ver-
zeih' diese Worte. Sie sind notwendig. Noch ist da
eine Schranke...

Und der dritte Grund? Noch bin ich die Frau eines
anderen Menschen. Vor dem Gesetz. Nicht mehr vor
mir selbst. Das ist mehr wie eine leere Phrase. Ver-
steht du nicht, daß dies Zusammensein mit dir mich
quälen muß? Du mußt mich begreifen. Mußt ver-
stehen, daß mir unser Verhältnis wie ein Verbrechen
vorkommt, das ich an dir — und an der Achtung vor
mir selbst begehe. Das wirst du verstehen, René. Ich
gehe dies Verbrechen gut machen. Komme nicht nach
Frankfurt nach. Ich fühle, daß du Deutschland aus
irgend einem Grunde meiden mußt. Ich will nicht in
dein Geheimnis dringen — ich glaube an dich, René.

Das ist alles. Ich fahre jetzt fort. Du wirst auf
mich warten, hier in Brüssel, hier in diesem kleinen,
häßlichen Hotel, wenn du dich geprüßt hast, und weißt,
daß du mich liebst.

Warum erschrakst du, als du das Gesicht des Ein-
tänzers sahst? Ich bin die Frau seines Bruders. Ich
tüsse dich.
Marianne.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Heidekraut blüht.

Das Heidekraut blüht — nun flüsterts im Wald
Vom nahenden Herbst schon leis —
Und Sommerfäden, sie winden schon bald
Um Bäume und Sträucher sich weiß...

Wie Frauenhaar, das früh erbleicht,
Um reine Stirnen sich schlingt —
Wenn das Herz noch voll Blut — doch die Seele schon leicht
Ein trauervoll Ahnen durchflingt.

So liegt auch jetzt noch auf Bergeshöhen
Der Sonne glühender Strahl,
Wenn herbere, erdfeuchte Lüfte verwehen
Schon unten im schattigen Tal. —

Und in dem Lied, das der Wanderer singt,
Der froh noch die Wälder durchzieht —
Ein zitternder Hauch von Wehmut mitschwingt
Wenn wieder das Heidekraut blüht...

Anna Sola

Der gute Freund.

Von Gottfried Köschel.

Was für märchenhafte Tage waren das, als ich noch klein und unbekümmert im Hause meiner Eltern lebte. Da war alles so frei und schön, die Zeit gehörte einem vom Morgen bis zum Abend und die Türen führten in das alltägliche Wunder. Wir hörten in einem kleinen Rinnsal schon einen Strom rauschen, wir bauten Burgen und Schlösser aus winzigen Holz- und Steinstäben, wir machten die niedrigen Sandhügel zum riesigen Gebirge; alles wuchs ohne Hemmung, ohne Grenze, denn alles war da für uns und unsern Traum.

Das sollte mit einemmal anders werden, als ich in die Schule kam. Hier war eine neue, völlig veränderte Welt. Man saß in die Bank gezwängt wie zwischen den Klängen einer Schar. Man spürte zum erstenmal, daß es Wände gab. Wenn die Sonne durch die Fenster herein wollte, wurden die Vorhänge zugezogen. Oben war eine strenge Decke, unten der Boden; man war eingesperrt wie ein mit Flügeln behafteter Käfer in einer Schachtel. Das Wasser in der Schwammschüssel, dem freien Quell abgefangen, glich einer Riesensträne. Weltfremd glökte einen die große schwarze Schultafel an, sie glökte wie ein verzerrtes, vierediges Auge.

Während ich in dieser Umwelt immer stiller und schauer wurde, so daß ich mich schon kaum mehr zu rühren wagte, geschah eines Tages folgendes: Ich lag gerade reglos, die Hände auf der Bank, und horchte gehoramt den Worten des Lehrers, als plötzlich die Tür aufging. Sie ging nicht auf wie sonst, ruhig und weit, sondern es klirrte die Klinke, und dann sah man plötzlich einen kleinen Spalt. Eine Weile stand die Tür so, bis sie schließlich weiter aufgezogen wurde und — ein Hund hereinkam.

Ein großer, brauner Jagdhund, mit hängenden Ohren und suchenden Augen. Der Hund meines Vaters, unser Hund. Jeden Tag hatten wir zusammen gespielt, wir liefen um die Wette, wir balgten uns am Boden, taten dies und jenes, kurzum, wir waren die besten Freunde. Er begriff nicht, warum ich mit einemmal nicht mehr bei ihm blieb, und war so hemmungslos seinem Wunsche nachgegangen.

Eigentlich hätte ich erfreut sein müssen über eine solche Freundestreue, aber statt dessen erschrad ich vor ihm wie vor einem Geistes. Denn er hob schnuppernd die Nase und schien nach nichts anderem als nach mir zu wittern. Schrecklich, wenn er mich wirklich finden und der Lehrer erkennen würde, daß dieses Tier, welches die Ordnung der Schule zu stören wagt, mein Hund sei.

Ich war mir in diesen Augenblicken keineswegs meiner Schuldlosigkeit bewußt. Wäre ich nämlich mit dem Hund nicht so befreundet gewesen, so wäre er mir nicht nachgegangen. Ich gehörte eben mehr zu ihm und dem freien kindlichen Reich, als hierher in diese strengen und starren Reihen, wo einer reglos hinter dem andern saß. Ich war die Ursache seines Kommens und also auch der eigentlich Schuldige dieses ungewohnten und unziemlichen Vorfalles.

Ich wurde immer kleiner und kleiner, ich suchte mich auf meinem Platz ganz in mich zusammenzuziehen, während ich mich mit beiden Händen krampfhaft am Tisch der Bank einhielt, ließ ich mich immer tiefer am Sitz hinabgleiten. Ich zog dabei den Kopf völlig ein und wäre, wenn ich mich hierdurch nicht besonders verraten hätte, am liebsten unter die Bank getroffen. Meine verkrampften Hände, die den ganzen Körper zu halten hatten, taten mir bereits weh, mein Herz klopfte unbändig, denn der Hund suchte und schnupperte noch immer. Alles schien sich um mich zu drehen, da stand auch schon der Hund vor mir. Er beschupperte mich, fing mit dem Schweif zu wedeln an, bestellte, stellte sich auch noch auf die Hinterbeine und begann mit den Pfoten, wie er das in einer großen Freude immer tat, nach mir zu tapfen.

Ich wurde blutrot und verhüllte mit beiden Händen mein Gesicht, als ob ich mich wenigstens auf diese Weise noch verbergen könnte. Aber der Hund nahm diese Verleugnung nicht an, sondern begann mir sogar die Rüden meiner Hände abzulecken.

Erst glaubte die ganze Klasse etwas unruhig sein zu müssen, aber dann war mit einemmal alles still. Ganz still war es um mich, denn alles blickte unverwandt auf den Hund. Seine Anhänglichkeit an mich schien ihnen allen wie ein Wunder vorzukommen. Auch der Lehrer, den ich so gefürchtet hatte blieb still. Auch er schaute nur unverwandt auf dieses Tier, das wie ein Stück der warmen Natur in die steife Enge des Schulzimmers eingebracht war.

Bald fühlte ich, daß der Hund die ganze Situation, die Gunsten gewendet hatte. So brach ich aus der eingesunkenen mir anfangs so erschreckend vorgekommen war, zu meinen

Alle in einem Augenblicke aus, nahm plötzlich die Fährte völlig vom Gesicht, blickte strahlend auf das Tier und umhüllte es.

Alles lachte, alles jubelte. Die Strenge der Schule war wie weggeschwunden, und der Hund, der mir kurz vorher noch wie ein Geistes erschien, hatte sich also wirklich als ein guter Freund bewährt.

Der vornehme Tisch.

Humoreske von Rudolf Presser.

In dem kleinen Bad, in dem ich dieses Jahr meinen Rheumatismus ziemlich unruhig ins Moor setzte, gibt's ein Kaffeehaus. Das „Café Eichhorn“. Es gehört zu den Pflichten besserer Kurgäste, sich nachmittags hier einmal einzufinden und bei einer Tasse „für angegriffene Herzen präparierten“ Kaffee mit Anstand zuzusehen, wie sich die andern mögen.

Wenn ich so gegen vier Uhr ins „Café Eichhorn“ kam, den fürs Herz gebundenen Kaffee zu trinken und nachzuschauen, ob die beiden Zeitschriften vom Vorjahr schon in festen Händen waren, saßen immer an dem Marmortisch neben dem mit unzähligen Fliegen bedeckten Pfeilerspiegel drei Personen und spielten Skat. Um einen zehntel Pfennig spielten sie, wie wirklich vornehm, nicht auf den Gewinn, sondern auf feilsche Unterhaltung in guter Gesellschaft bedachte Leute das tun. Drei Personen von großer Distinktion. Und die Distinktion nahm noch zu in der Schätzung der anderen Kaffeehausbesucher, wenn man hörte, wie sie sich gegenseitig mit Hochachtung anredeten.

„Sie spielen aus, Herr von Höchst!“

„Verzeihung, nein, Frau Rat, ich habe ja gegeben.“

„Ach, richtig — dann spielt also unser lieber Herr Direktor aus.“

Und der liebe Herr Direktor spielte nicht nur aus — er gewann auch meistens. Denn er war der Einzige, der gerissen spielte und gelegentlich die Zehn drückte.

Die Frau Rat verlor ungern, das sah man. Es war weniger der Geiz bei ihr — mein Gott, bei einem zehntel Pfennig konnte kein Vermögen verloren werden —, es war mehr der verlegte Ehrgeiz. Die Frau Rat war immer puterrot vor Erregung, wenn sie nach Begleichung ihres Verlustes von zweieinzwanzig Pfennigen aufstand, das Richtdörtchen am Büfett zu bezahlen. Durch diesen Gang ersparte sie das Trinkgeld für die Bedienung.

Herr von Höchst ertrug aber seinen Verlust, der bei zweistündigem Spiel meist zwischen dreizehn und einunddreißig Pfennigen betrug, mit dem ruhigen Gleichmut wahren Adels, von dem der Freiherr vom Stein gesagt hat, daß er der Stolz und die Stütze großer Monarchien sei, und der auch in der Republik noch in Würde das Gesicht zu wahren versteht.

Den Nachmittagsgästen des „Café Eichhorn“ erging es wie mir — dieser distinguierte Tisch erzog ihre Beachtung und stille Hochachtung. Man nahm einen gewissen Anteil an dem Schicksal dieser vornehmen Spieler, wenn der Herr Direktor erklärte, er passe; wenn die Frau Rat ein Mullouvert anlegte, das sie meistens verlor, oder Herr von Höchst mit lässiger Miene einen Grand anmeldete.

Kurz vor meiner Abreise — für meinen Rheumatismus erhoffte ich Günstiges von der „Nachkur“ um Weihnachten — verbrachte ich noch eine wie meist verregnete Nachmittagsstunde im „Café Eichhorn“; als das letzte der berühmten Rustdörtchen und blätterte in einem Familienblatt der Vortriebszeit. Da setzte sich die Wirtin zu mir, Frau Eichhorn, eine bide, gemüthliche Frau, die — aus Geschäftssinn oder Herzensbedürfnis — immer den Abreisenden noch ein Viertelstündchen ihrer persönlichen Unterhaltung gönnte.

Nachdem sie mich gefragt, ob ich schon gepackt und nichts vergessen hätte, mich auch ermahnt hatte, auf Zahnbürste und Nachthemd zu achten, die eine verbretterische Reizung hätten, liegen zu bleiben, sprachen wir von der Saison.

Frau Eichhorn war zufrieden. Ich rühmte die Vorzüglichkeit ihrer Erzeugnisse. Frau Eichhorn mißverstand das und sagte: Ihr Sohn sei in der Lehre in Halle. Ich rühmte die distinguierten Gäste. Frau Eichhorn nickte. Ich erwähnte besonders den vornehmen Tisch, an dem gerade wieder der Herr Direktor zum Erkennen der beiden Spielteilnehmer ein Solo spielte. „Das ist bezeichnend für die Vornehmheit des ganzen Potals“, rühmte ich, „im Mittelpunkt ein adliger Herr, der mit einer Frau Rat und einem Direktor sich im Skatspiel vergnügt.“

„Ach nein“, lächelte Frau Eichhorn und verstränkte die Arme unter dem geräumigen Busen. „So schlimm ist das nun auch nicht. Sehen Sie, zum Beispiel ich — heiße hier Frau Eichhorn. Aber eigentlich heiße ich Frau Seelack, geborene Wolf.“

Das ist ja eine Menagerie, dachte ich. Aber Frau Seelack Eichhorn fuhr fort: „Da hat nun mein seliger Mann, weil er hier mal ein Eichhorn mit nem Blasrohr geschossen hat, ehe das Häuschen hier stand, die Konditorei „Café Eichhorn“ genannt. Nun heiße ich eben Frau Eichhorn oder Witwe Eichhorn, obgleich ich eigentlich ...“

„Ich verstehe, Seelach geborene Wolf — Aber, Ver-
gebung, was hat das mit dem distinguierten Tisch zu tun?“
„Nun —“ Frau Eichhorn-Seelach-Wolf rieb sich mit dem
Finger die Nase und lächelte verschmitzt — „unser kleines Wad
wird nicht überlaufen von Gefürsteten und Belebten und
so. Da ist man schon froh, wenn man ein bißchen Ertrag hat, der
nach was klingt. Dort, der Herr Direktor zum Beispiel —“

„Ja, was ist das wohl für ein Direktor?“ Ich sah mir den
merkwürdigen nervösen kleinen Mann mit dem Ziegenbart ge-
nauer an, während ich fragte.

„Das ist nun so“, sagte Frau Eichhorn, „der hat mal vor
Jahren hier mit der Kurdirektion verhandelt. Er wollte so ein
Theaterchen —“

„Ach so, er ist Theaterdirektor!“

„Nee, nee — nun warten Sie doch mal ab! Das war er
nie. Er wollte erst — aus Liebe zur Kunst —, eigentlich hatte
er, glaube ich, ein Drogengeschäft in Halle, das er gut verkaufte
— nun hat er sich in den Kopf gesetzt: ein Waldtheater —“

„Freilichtbühne, ich verstehe.“

„Ja. Aber ein Waldtheater!“

„Waldtheater? — Hier herum gibts doch aber gar keine
Wälder!“

„Stimmt. Das war von ihm übersehen. Eine — was man
so „Truppe“ nennt, hatte er auch nicht. Stüd auch keins. Aus
den Verhandlungen ist dann nichts geworden — es war ja auch
kein Wald da. Und nun kommt er so aus Anhänglichkeit jedes
Jahr als Kurgast. Wohnt, wie die beiden andern Herrschaften,
die mit ihm spielen, im Kurhaus und wird „Herr Direktor“ genannt.“

„Direktor — von?“

„Nu eben von dem Waldtheater, das er mal gründen wollte!“

„Und aus dem nichts geworden ist? — So, so — aber —
die Frau Rat?“

„Da ist es nun wieder anders mit dem Titel“, belehrte mich
Frau Eichhorn-Seelach. „Gucken Sie mal genau hin, wie die
Frau Rat so ist — wie sie die Sechser neben sich anhäufelt —
und schauen Sie bloß, wie sie pedantisch die Karten zum Fächer
ordnet und wie sie die Stiche — viele macht sie ja nicht —, die
Karten so Ed auf Ed legt. So ist die Frau überhaupt, so atu-
rat. Auch in ihrem Zimmer im Kurhaus. Zur Verzweiflung
bringt sie das Stubenmädchen, weil sie so a-tu-rat ist. Nun heißt
die Frau eigentlich Koruwanszinsky — so'n polnischer Salat,
den keine deutsche Zunge aussprechen kann. In all den Jahren
hat sich kein Mensch an den Namen gewöhnen können. Aber
da sie nun — und das weiß hier jeder — so schrecklich a-tu-rat
ist, so haben wir sie erst hier so unter uns immer „Frau Aturat“
genannt. Und das haben nun die Gäste gehört, und sie selbst
hat's gehört und hat gelacht — und sehen Sie, wie die Gäste
nun so was hören — die Gäste sind immer fürs Bornehme —,
da heißen sie an. Und nun heißt sie eben nicht mehr „Frau Aturat“,
sondern einfach „Frau Rat“.“

„Ja, hören Sie, Frau Eichhorn, dann ist also die Frau so
wenig eine Frau Rat, wie —“

„wie der Direktor ein Direktor!“ bestätigte Frau Eich-
horn, die eigentlich Seelach hieß, vergnügt.

„Dann verstehe ich nicht recht, wie ein — immerhin ein
wenig abelsstolz aussehender — Edelmann, wie dieser Herr von
Höchst —“

„Werden Sie gleich verstehen. Der Mann heißt ja eigent-
lich Müller. Schlankweg Müller, und ist gebürtig von Höchst
am Main. Nun gibts hier bei uns gerade so schrecklich viele
Müllers. Da haben wir ihn hier, wo er doch immer wiederkam,
zum Unterschied von den andern Müllers, den Müller von Höchst
genannt. Na, und wie das so geht — der „Müller“ hat sich dann
schließlich verträumt. Und nun ist und bleibt er hier der: Herr
von Höchst. Und ich glaube, das tut ihm ganz wohl. Darum
kommt er jedes Jahr wieder her. So für vier Wochen adlig sein,
ist ganz nett. — Aber entschuldigen Sie, die Frau Rat will ihr
Kirschtörtchen bezahlen, da muß ich ans Büfett ...“

Damit enteilte die Frau Eichhorn, die eigentlich Seelach
hieß und eine geborene Wolf war, um der Frau Koruwans-
zinsky, die „Frau Rat“ genannt wurde, das Trinkgeld für die
Bedienung zu ersparen.

An meinem Nachbartisch aber hörte ich gerade jetzt einen
älteren Kurgast einen Neuanfömmeling belehren: „An dem Tisch
drüben am Spiegel, von dem die Dame jetzt aufgestanden ist
— übrigens eine Geheimmätin, ich glaube sogar, Erzseless — ja,
die beiden Herren, die da sitzen geblieben sind, da ist der eine davon
Generaldirektor — und der andere, der ist ein Baron ... Solche
Leute haben wir hier im Wad — ja!“

Der Schlangenkopf in der Roulette.

Von Hoffmar Fro.

Im Park des Spielfasinos von Havanna stand der Gärtner
José auf einer Leiter und schnitt mit seiner großen Baumschere
die Tagushede gerade, die vom Eingang zu dem großen Spring-
brunnen mit den tanzenden Nymphen führt. Das war am späten
Nachmittag und der Gärtner beeilte sich, um mit der Arbeit fertig
zu werden, denn um sechs Uhr begann bereits der Spielbetrieb.

Er rückte also Meter um Meter auf seiner Leiter fort und
war fast beim Ende der Allee angelangt, als schon drei alte Damen
erhienen: Sennora Nerondo, Sennora Panilera und Sennora
Manao. Sennora Nerondo war die Frau eines Rechtsanwaltes
und pflegte zum Verdruss ihres Gatten seit Jahren ihre kleinen
Ersparnisse in der Spielbank anzulegen, sie verlor zwar meistens,
erschien aber trotzdem immer wieder, denn sie glaubte festensfest
an ihre Träume und wenn sie verlor, so war nachher immer nur
die falsche Traumdeutung schuld. Auch Sennora Panilera hielt
viel von Träumen und gerade an diesem Abend gingen die drei
Damen mit großer Erwartung in das Kasino, denn Sennora
Panilera hatte einen ganz festen Traum gehabt: Sie träumte,
daß bei ihr dreizehn Personen zu Tisch erhienen waren, als
dreizehnter kam ein junger Zollbeamter, der sich für ihre Tochter
Manuela interessierte. Er brachte dreizehn Rosen mit, die er
nebeneinander auf den Tisch legte, die dreizehnte wollte er Manuela
überreichen, aber Sennora Panilera ließ es nicht zu, es kam zu
einem Streit, sie erwachte und es war ganz selbstverständlich,
daß man nach diesem Traum die Dreizehnen spielen mußte. —

Der Gärtner José rief den drei Spielschwestern schon von
weitem sein „buena noche“ entgegen, stупte eifrig weiter, klappte,
als Sennora Nerondo eben unten vorbeiging, wieder kräftig
die Schere zu und köpfte dabei ahnungslos eine kleine, grüne
Schlange, die erbozt über die Störung ihrer Jagd auf Vogel-
nester gegen die Schere vorgeschossen war und diesen Angriff
mit dem Leben büßte.

Ihr bohnengroßer Kopf flog im Bogen hinunter und fiel
in den geschlossenen Sonnenschirm der ebenso ahnungslosen
Sennora Nerondo. —

Nach einer halben Stunde rollte die weiße Kugel zum ersten-
mal an diesem Abend über die Ziffern, blieb auf 27, die drei
Sennoras hatten ihren ersten Einsatz verloren. Sie setzten wieder
13, es kam 35, Sie legten weitere zehn Dollars auf 13. Die
Kugel rollte einblos, rollte auf und ab, Sennora Nerondo sprang
in ihrer Aufregung vom Sessel auf und hob atemlos ihren Schirm
— im nächsten Augenblick flog eine kleine, grüne Kugel in die
Roulette, stieß mit der weißen Kugel zusammen, rollte zu den
Ziffern und fiel auf 13, während die weiße Kugel auf 2 lag.

Alle Spieler drängten zur Roulette, der Croupier klingelte,
zwei goldbetreffte Diener rannten, ein halbes Duzend Croupiers
und der Direktor des Kasinos stürzten in den Saal und starteten
auf den grünen Schlangenkopf, der drohend die 13 bedeckte! —

Nach dem ersten Schreden begann jetzt ein Kreole wie toll
„Policia, homicidas!“ zu brüllen, forderte die Verhaftung der
Sennora, die als nächste bei der Roulette gestanden war und
nach seiner Ansicht ein Mordtat auf den Croupier beabsichtigt
habe, Sennora Nerondo und ihre Freundinnen beuerten schluch-
zend ihre Schullosigkeit, ein Teil der Spieler forderte Auszahlung
der auf 2 entfallenden Gewinne, der andere Teil protestierte, da
die Kugel durch den Schlangenkopf in ihrem Lauf behindert
wurde, der Direktor entschied, daß das Spiel ungültig sei und
ließ die Einsätze für das nächste Spiel stehen, die Gewinner tobten
gegen diesen Beschluß, der Kreole schrie weiter nach der Polizei,
der Tumult wurde immer ärger — aber da erschien der Gärtner
José, trug vor sich auf seiner Baumschere eine kopflose, grüne
Schlange und legte sie mit Grandezza auf den Spieltisch. Be-
richtete dann, daß er die Schlange beim Zusammenstoßen der
abgeschnittenen Zweige gefunden habe und sie sofort holte, als
ihm der Portier den Grund des Lärms im Kasino mitteilte. Daß
er die Schlange mit seiner Schere geköpft hatte, war jetzt ebenso
klar wie die Schullosigkeit der Sennora Nerondo, die aus einer
kleinen Blutspur in ihrem Schirm das tödliche Versteck des
Schlangenkopfes nachweisen konnte.

Der gute José erhielt den Auftrag, die Schlange und ihren
Kopf wieder fortzutragen, dann drehte der Croupier die Scheibe
an, warf die Kugel in die Roulette, Sennora Nerondo trodnete
sich rasch die Augen und freischte vor Freude auf, als die Scheibe
stillstand.

131 —

An diesem Abend brachte der Gärtner José dreimal fünfzig
Dollar heim und so oft er seither auf seiner Leiter die Tagushede
stupte, denkt er wehmütig an den kleinen, grünen Schlangenkopf,
der ihm den Verdienst von zwei Monaten eintrug.